

ORDEN POUR LE MÉRITE  
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

ZWEIUNDDREISSIGSTER BAND

2003 – 2004

WALLSTEIN VERLAG

# VORTRAG VON PETER BUSMANN

PETER BUSMANN

ARCHITEKTUR IM SCHNITTPUNKT  
VON ZERSTÖRUNG UND ÜBERLEBEN

---

Verehrter Herr Bundespräsident,  
Eminenzen,  
meine sehr verehrten Damen und Herren,

vor fast genau 45 Jahren hat in diesem Kreis der Architekt Paul Schmitthenner das Wort ergriffen und in seiner Rede der Baukunst seiner Zeit den Spiegel vorgehalten. Dieser bedeutende Kollege aus der vorangegangenen Generation sah sich selbst noch als Baumeister und die Architektur als Baukunst, im Einklang mit der Tradition des Ordens Pour le mérite für Wissenschaft und Künste, bei der die Architektur dem Selbstverständnis des 19. Jahrhunderts entsprechend noch Mutter der Künste ist.

Im Zusammenhang mit den großen auch schon damals explosionsartigen Veränderungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und der Situation nach den beiden großen Kriegen sprach Paul Schmitthenner 1958 von einer heillosen Entwicklung unserer Städte und der Zerstörung von Stadt- und Dorfschönheit und zog den Vergleich mit einem Fieber, das Bauherren und Architekten ergriffen habe. Diese Worte aus dem Munde eines Architekten, der beide

fürchterlichen Kriege des letzten Jahrhunderts überlebt und in dieser Zeit gleichzeitig geplant und gebaut hat, animierten mich selbst zu dem Thema meiner eigenen Rede. Auch Zerstörung gehört zur Tradition, und wenn Zerstörung für das steht, was in der Vergangenheit geschah, und Überleben das ist, was für die Zukunft erhofft wird, dann steht Architektur heute im Schnittpunkt beider als Abbild eines Gegenwartsempfindens der Menschen, das immer knapper und kurzatmiger wird.

Kurzatmigkeit bedeutet aber auch: Verlust an Genußfähigkeit und dadurch Verlust an Schönheit. Außer dem brutalen Kriegsgeschehen, das in Mitteleuropa nun schon zwei Generationen zurückliegt, haben wir es bei uns mit etwas zu tun, was ich den gezähmten Krieg nennen möchte, einen in Zeitlupe arbeitenden Großangriff auf unsere Sinne und unsere Organe, etwas, was Hans-Georg Gadamer zu der Feststellung veranlaßte: »In der großen Apparatur unserer Zivilisation sind wir alle Patienten.«

Es wird nachzuweisen sein, wie bedeutungsvoll in einer solchen Situation Orte und Räume sind, die von ihrem Ursprung und ihrer Idee Kontinuität verkörpern und Identität vermitteln. Insoweit muß von heiligen Orten und Räumen genauso die Rede sein wie vom heilenden Charakter profaner Bauten. Mehr noch: Inwieweit überhaupt heilende Aspekte in der Architektur benannt werden können. Von dem Philosophen Wittgenstein ist der Satz überliefert:

»Nicht jede zweckmäßige Bewegung des menschlichen Körpers ist eine Geste sowenig wie jedes zweckmäßige Gebäude Architektur ist.«

Diese feine Unterscheidung ist wichtig, weil ja bei dem Wort Architektur automatisch immer die gesamte gebaute Umwelt mit-schwingt. Diese wiederum enthüllt sich – vor allem im Rückblick – immer schonungslos als Spiegel dessen, was sich im Inneren einer Gesellschaft abspielt.

Ich spreche aber hier von Architektur nicht nur als Reflektor, sondern in erster Linie als Agens, wo die Bauwelt kräftig mitmischt an

der Gestaltung unserer Welt, und zwar sowohl mit konstruktiven als auch mit destruktiven Ergebnissen. Das wird an zwei Phänomenen deutlich:

1. man hat herausgefunden, daß im Verlauf des Bombenkrieges in Deutschland die betroffenen Großstädte von den Bewohnern noch während des Krieges in den Phasen zwischen den Luftangriffen 1 1/2 bis 2 Mal wieder aufgebaut wurden und
2. daß in der Wiederaufbauphase nach dem 2. Weltkrieg genausoviel wertvolle erhaltene Bausubstanz durch Neubauten und Verkehrsplanungen zerstört wurde wie zuvor durch die Zerstörung aus der Luft.

Dabei ist es wert festzuhalten, daß der zuvor genannte konstruktive Aspekt in erster Linie den betroffenen Bewohnern selbst zuzurechnen ist, während der destruktive so gut wie ausschließlich von sogenannten Experten und Baufachleuten zu verantworten ist, natürlich gleichermaßen auch von deren Auftraggebern.

Angesichts dieser doch paradoxen Situation stellte sich mir schon lange, seitdem ich als Schüler das Behelfshaus unserer Familie mitaufgebaut habe und danach im total zerstörten Braunschweig mein Architekturstudium angefangen hatte, die Frage nach der Herangehensweise des Architekten an seine Aufgaben.

An was kann ich mich orientieren, woraus kann ich lernen?

Wo ist das Selbstverständnis von Architekten, nämlich »Ordnung zu schaffen«, selbst »in Ordnung«, wo haben wir Architekten uns *einzuordnen*, wo haben wir uns *unterzuordnen*, ohne in Beliebigkeit zu versinken?

Wo ist überhaupt unsere Rolle im großen Spiel der Gesellschaft, in Politik, Wirtschaft, Kultur und Kunst?

Wie stellen wir uns dem sich immer deutlicher abzeichnenden Erkenntnisprozeß, daß die lange Phase der Naturaneignung des Menschen sich ihrem Ende nähern muß und daß wir beginnen müssen, einen Lernpfad zu beschreiten, den man *Kulturaneignung* nennen kann.

Und in dem Zusammenhang noch einmal die Frage:

Wo hat bei dem vielen Kaputt- und Krankmachenden in unserer Zivilisation Architektur *heilende* Aspekte aufzuweisen?

Wie sehen die Medikamente und *Methoden* des Architekten aus, wie kann er Ressourcen entdecken und aktivieren, ohne die Heilung undenkbar ist?

»Wo ist der rote Faden?« fragte der Handwerker-Philosoph Hugo Kükelhaus und antwortete: »Der rote Faden bist du selbst!« Ich nehme diesen roten Faden auf und möchte Ihnen eine kleine Geschichte erzählen, die ich 1943 als Kind in Kiel erlebt habe.

Stellen Sie sich ein häßliches, kasernenartiges Schulgebäude vor und da den Schulhof während der Pause. Ich prügle mich mit einem Klassenkameraden, und wie das Schicksal es will, liege ich gerade in dem Moment über meinem Gegner, als wir beide in eines der Souterrain-Fenster fallen, dessen Glasscheiben mit lautem Klirren zu Bruch gehen. Kaum bin ich wieder auf den Beinen, werde ich von einer schadenfroh grölenden Horde zum aufsichtführenden Lehrer gestoßen. Der nimmt mich wortlos mit in das Klassenzimmer, entnimmt dem Schrank einen Rohrstock, schlägt mich aber nicht, fährt nur mit dem Daumen fast liebevoll über das Marterinstrument und sagt: »Morgen, Freundchen«.

Wieder losgelassen, bin ich allein mit meiner Angst und den jagenden, herzklopfenden Gedanken, deren Mittelpunkt nicht so sehr die bevorstehende Züchtigung ist wie die Scham, »es« zu Hause erzählen zu müssen. Zu Hause bringe ich kein Wort heraus.

In der Nacht werden wir von heulenden Sirenen aus dem Schlaf gerissen. Fliegeralarm jagt uns alle in den Keller, fragwürdiger Schutz im Getöse von FLAK- und Bombentreffern. Unser Block bleibt dieses Mal noch verschont, und ich muß mich am nächsten Morgen mit bleischwerem Herzen auf den Weg zur Schule machen.

Von der letzten Straßenbiegung sind es noch wenige Schritte bis zur Schule, als ich aufblicke, kann ich es nicht fassen: *Die Schule ist weg*. Anstelle des gewohnten Backsteinmassivs nur ein Haufen rauchender Trümmer. Ich kann mich nicht erinnern, je wieder ein solches Glücksgefühl gehabt zu haben wie in diesem Moment.

Durch Gespräche mit Menschen, die geschult sind, unbewußte psychische Vorgänge ins Bewußtsein zu heben, ausschlaggebend aber durch die Lektüre eines Kindheitserlebnisses von C. G. Jung, wurde ich zurückblickend in der Erkenntnis bestärkt, daß ich selbst unbewußt die Schuld an dieser Katastrophe übernommen hatte und ebenso unbewußt dies wiederum den Ausschlag gab, nicht Arzt oder Musiker zu werden, wie ich es zuerst vorhatte, sondern Architekt. Und es dürfte auch kein Zufall sein, daß ich mich bis heute überwiegend mit dem Bau von Schulen befasse.

Ich will versuchen zu verdeutlichen, daß in meiner eigenen Arbeit als Architekt und in meiner Beurteilung von Architektur die beiden anderen Berufsfelder, nämlich *Heilkunst* und *Musik*, zunächst unbewußt und dann immer bewußter von Bedeutung waren und sind, genauer gesagt: die bei einem Heilungsprozeß ausschlaggebenden Methoden und die in Architektur und Musik gleichermaßen geltenden harmonikalen Gesetze.

Dem liegt die Erkenntnis zugrunde, daß der Mensch physisch und psychisch nicht in getrennten Welten lebt, weder in seinem Körper noch in der sogenannten dritten Haut, der Architektur, und daß die Verantwortung des Architekten weiter reicht als allein für Sicherheit, Zweckmäßigkeit, Wirtschaftlichkeit und Ästhetik.

Früher kam in unserer Berufsbezeichnung zum Ausdruck, daß wir im Grunde auch Handwerker sind, man nannte uns Baumeister und im besten Falle Baukünstler, und vom Architekten hieß es, er sei ein Maurer, der Latein gelernt habe.

Von den drei Kardinaltugenden, die der römische Architekturtheoretiker Vitruv bereits vor über zweitausend Jahren formuliert hat, nämlich *Firmitas – Utilitas – Venustas*, spielt in unseren Tagen, Gott sei Dank, *Venustas*, die Schönheit, wieder eine Rolle – Architektur als Baukunst und nicht nur als Bautechnik und Immobilienwirtschaft.

Wenn man Vitruv im Urtext liest, dann kann man da etwas Erstaunliches entdecken: Da steht nämlich, daß zu den vielen Eigenschaften, die ein Architekt zu verkörpern habe, er auch nicht unerfahren in der Heilkunst zu sein habe. Und geht man in der Geschichte noch einmal 2500 Jahre weiter zurück, stoßen wir auf den ägyptischen

Baumeister Imhotep, der gleichermaßen Architekt und Arzt gewesen ist. Später – bei den Griechen – war er als Äsculap bekannt und wurde in Theben und Epidauros leider nicht als Architekt, sondern als Arzt zur Ehre der Altäre erhoben.

Heilung und Gesundung setzen logischerweise Zerstörung und Krankheit voraus. Das klingt banal, aber: Das Selbstverständnis eines Kranken, krank und hilfsbedürftig zu sein, ist schon weniger selbstverständlich, und man darf vollends bezweifeln, ob all die zerstörerischen, krank machenden Einflüsse, die von unserer sogenannten Umwelt ausgehen – auch ohne den Extremfall Krieg –, weder von allen Betroffenen noch von allen Verursachern als zerstörerisch und krank machend begriffen werden.

Man muß nicht unbedingt den Maler Heinrich Zille mit seinem Ausspruch bemühen, daß man mit einer Wohnung den Menschen genauso erschlagen könne wie mit einer Axt, um das weite Feld von Störungen bis zu Zerstörungen zu beschreiben, die direkt und indirekt mit Architektur zu tun haben.

Ich will versuchen, mich exemplarisch dem Thema von mehreren Seiten zu nähern. Der ersten Annäherung gebe ich die Überschriften: – »Ideologien als Instrumente der Zerstörung«  
– »Heilung aus der Fülle der Armut« (Romano Guardini) und von »der Erhabenheit des Assozialen« (ein Ausdruck von Heinrich Böll)  
– eine Feststellung von Hugo Kükelhaus: »Ehrfurcht ist ein Organ des Leibes«.

Exakt in der Zeit, als ich das geschilderte Erlebnis in Kiel hatte, machten dort Architekten Pläne zum Wiederaufbau der Stadt, und zwar auf der Grundlage des »Gesetzes über die Neugestaltung deutscher Städte vom 4. Oktober 1937« mit Kurs auf eine totale Planung, die den totalen Krieg begleitete und unterstützte.

»Das Werk der Zerstörung wird Segen wirken«, erklärte der Stadtplaner Konstanty Gutschow im März 1944 direkt nach einem Großangriff auf Hamburg. Und ergänzte: »Dem allergrößten Teil der baulichen Zerstörung weinen wir keine Träne nach.«

Dazu äußert sich später sein Sohn Nils in einem Artikel mit der Überschrift »Die ersehnte Katastrophe«: »Erstaunlich ist, daß wäh-





Darstellung des Äsculap in Epidauros

rend ringsum erobert und verteidigt, getötet, geraubt, gequält, zerstört wurde, Architekten längst damit befaßt waren, für die Zeit danach zu planen ... es gehört offenbar zum Rausch der Vernichtung, sich diese als Chance der Erneuerung auszumalen und anzueignen.« Hier den Bogen zu schlagen von der »warmen Sanierung« Roms durch Nero (der übrigens auch Architektur studiert hatte) über die Idealstädte von Renaissance und Barock bis zu den hybriden faschi-

stischen Planungen und so weiter würde den Rahmen meiner Rede sprengen.

Für alle diese zerstörerischen Visionen soll Albert Speers *Germaniahalle* in Berlin stehen, geplant im Spreebogen mit dem *Reichstag* als kaum zu erkennendem winzigen Anhängsel. Dieser Wahnsinn ist keineswegs nur Geschichte. Im Kongo plante der Diktator Mobuto eine Kathedrale, größer als der Petersdom, und im Irak sollte die größte Moschee der Welt entstehen, davor ein riesiger See, in dem See eine Insel mit einem Labyrinth, dies wiederum als genaues Abbild des Daumenabdrucks von Saddam Hussein.

Im chinesischen Meer – vor der Küste von Shanghai wird in diesen Tagen eine aus Landmangel motivierte angstmachende Retortenstadt geplant. Es ist aber auch angebracht, die sogenannten »Leitbilder« von Stadtplanern kritisch unter die Lupe zu nehmen. Sie erweisen sich immer dann als zerstörerisch, wenn sie ohne Mitwirkung der Betroffenen umgesetzt werden. Im Extremfall natürlich dann, wenn sie – wie im Ostberlin der Nachkriegszeit – von oben befohlen wurden. Krasse Beispiele sind die sogenannte »Stalinallee« – als Gegenstück zu dem aus heutiger Sicht ebenfalls fragwürdigen Berliner Hansaviertel – und die rigorosen Planungen in Leipzig, gipfelnd in der Zerstörung der Universitätskirche.

Werke der Baukunst haben für mich immer etwas Wesenhaftes, ja Organisches, und so vergleiche ich die mutwillige Zerstörung eines funktionierenden Gebäudes mit einer Hinrichtung.

In Leipzig drängt sich dieser Vergleich genauso wie bei den Schlössern von Berlin und Potsdam in besonderer Weise auf, weil überliefert ist, daß die Sprengung von einer großen schweigenden Menschenmenge verfolgt wurde, die zugleich fasziniert und entsetzt war. In der Erzählung »Der Schulschwänzer« von Heinrich Böll empfindet der junge Mann, daß die ganze große Stadt nur zerstört worden sei, damit die beiden Liebenden sich hier in der Stille küssen konnten. Im Grund nehme ich damit schon das Resümee meiner ganzen Rede vorweg, nämlich daß die eigentlich heilende Kraft – auch in der Arbeit von uns Architekten – nur Liebe sein kann. Liebevoll und aufmerksames Eingehen auf das, was Menschen wirklich brauchen,

Liebe zum eigenen Beruf, Liebe zu Materialien und Farben, vor allem aber auch Liebe zu den uns anvertrauten Erscheinungsformen der Natur. Verliebtsein in das Spiel von Licht und Schatten. Licht ist das billigste Baumaterial, das uns zur Verfügung steht, und nur im virtuosen Umgang mit diesem himmlischen Geschenk kann überhaupt Baukunst entstehen.

In den meisten deutschen Städten lassen sich die Wiederaufbaupläne nach dem Krieg auf Planungen zurückführen, die vom sogenannten »Arbeitsstab für den Wiederaufbau zerbombter Städte« angefertigt wurden. Mitarbeiter dieses Stabes waren dann nach dem Krieg die tonangebenden Stadtplaner, so in Kiel, Düsseldorf, Hamburg, Kassel, Lübeck oder Münster.

Es muß nachdenklich stimmen, daß die von Architekten so hochgehaltenen Begriffe Kontinuität und Konsequenz im Rückblick Motoren eines Zerstörungswerks von ungeheurer Dimension gewesen sind, denn die ideologiedurchtränkten Neuordnungen mit ihren großräumigen Achsen wurden vor allem von Verkehrsplanern dankbar aufgegriffen – mittlerweile nehmen die Flächen für fließenden und ruhenden Verkehr in unseren Städten ein Drittel deren Gesamtfläche in Anspruch.

Solches Denken war dem Architekten *Rudolf Schwarz*, dem nach der Katastrophe die Stadtplanung in Köln angetragen wurde, völlig fremd. Die Arbeit dieses Mannes steht für mich als leuchtendes Beispiel direkt im Schnittpunkt von Zerstörung und Überleben der Stadt. Eine Zerstörung, die man sich totaler kaum vorstellen kann. Wunderbarerweise waren die einzigen nicht zerstörten Bauten die beiden Türme und der schöne alte Chor des Kölner Doms. Allerdings direkt davor zum Rhein hin auch die Türme der Hohenzollernbrücke, ein Erbe der Planung des preußischen Königs, der die Hohenzollernbrücke groteskerweise direkt in der Achse des Kölner Doms angeordnet hatte.

Heute mutet es grotesk an, daß einer der ersten, von der gesamten Bürgerschaft getragenen Akte direkt nach dem Krieg die Sprengung der vier vom Krieg verschonten Türme der Hohenzollernbrücke



Köln 1945 – Foto von Walter Dick

war, geboren aus Haß und – rückblickend muß man kraß sagen: – geschichtsblinder Gleichsetzung von nationalsozialistischer Herrschaft und Preußentum. Dieses brutale Zerstörungswerk ist ein fragwürdiger Beleg für die von Architektur verkörperte symbolische Kraft. Indem man das Symbol vernichtet, meint man den Gegner selbst zu vernichten.



Kölner Philharmonie im Museum Ludwig  
zwischen Dom und Rhein

Ein sublimes Beispiel für die Abwehr der Symbolkraft eines Kunstwerks konnte man im Februar dieses Jahres im Gebäude der Vereinten Nationen in New York erleben, als dort während der Diskussion im Sicherheitsrat die Tapiserie Guernica von Picasso mit einer Stoffbahn verhüllt wurde.

Mit der Zerstörung der Twin Towers traf man das Herz der mächtig-

sten Weltmacht, und da es sich um ein Symbol handelt, ist es folgerichtig, wenn auch für viele schwer nachvollziehbar, daß sie an der gleichen Stelle noch strahlender und höher wieder erstehen sollen. Die Kette der Assoziationen ist ohne Ende, und ihr Weiterdenken in die Zukunft wird von unseren Ängsten begleitet.

Wo man in Köln mit dem Zerstörungswerk nach dem Krieg schon am Zuge war, nahm man auch Bauten ins Visier, deren Entstehung schon weiter zurücklag, so die damals verfemten gründerzeitlichen Viertel samt dem noch weitgehend intakten Gehäuse des alten Opernhauses, das der Spitzhacke zum Opfer fiel. Man wollte sich sogar eines Gebäudes von Paul Bonatz entledigen, nur weil es nicht in die zeitgemäße Architekturvorstellung von »neuer Sachlichkeit« und »Moderne« paßte.

Ganz anders Rudolf Schwarz. Statt von »neuer Sachlichkeit« sprach er von der »*neuen Dinglichkeit*« und daß die Stadt aus der »*Fülle der Armut*« neu erstehen müsse. Damit baute er auf dem geistigen Fundament auf, das er bereits in den zwanziger Jahren mit seinem Freund Romano Guardini auf Burg Rothenfels im Quickborner Kreis gelegt hatte. Dieser formulierte damals, daß die Möglichkeiten kühnsten Bauens und die eines bis auf den Grund gehenden Zerstörens im allgemeinen Bewußtsein noch nie so eng verbunden waren wie heute. Rückblickend können wir heute feststellen, daß sich diese Stadtbauphilosophie der Armut und Einfachheit gegenüber den vielen danach propagierten sogenannten Leitbildern als die tragfähigste Grundlage herausgestellt hat.

In ihrem Buch »Rudolf Schwarz, Architekt einer anderen Moderne« schreiben Wolfgang Pehnt und Hilde Strobel:

»Es dürfte kaum eine deutsche Aufbauplanung gegeben haben, die derart bildhaft, aber auch in jedem Sinne meta-physisch begründet war, wie das Schwarz'sche neue Köln.

Für die Domstadt war es das bis heute letzte große ideelle Konzept.«

Rudolf Schwarz griff auf die Ressource zurück, die dem geschundenen Patienten Stadt geblieben war: Den Stadtgrundriß, den er das Gesicht der Stadt nannte.

Dieses in zweitausendjähriger Geschichte entstandene Gesicht ist in besonderer Weise von Kirchen und Klöstern und deren Umfeld geprägt, und genau diese Umfeldler wurden nun unter den ordnenden Händen der Planer zu heilenden Inseln, nicht als museale Erinnerung, sondern als lebendige Wohnviertel. Wer Köln kennt oder besucht hat, wird die heilsame Ruhe nachempfinden können, die heute mitten im lärmerfüllten Getriebe von Verkehr und nervösen Neubauten von diesen Ensembles ausgeht. Die asketische Leere, die durch die Mauern der gleichermaßen in alter und neuer Gestalt wiedererstandenen romanischen Kirchen in das städtische Umfeld hineinwirkt, ist immun gegen den Einbruch der konsumistischen Kulturwelt, die sonst unerbittlich in jedes Vakuum einbricht.

Die Ruine von St. Alban mit dem trauernden Elternpaar von Käthe Kollwitz, im Kontext mit dem wiedererstandenen Gürzenich, ist für mich die bewegendste Erinnerungsstätte von allen vergleichbaren Orten. Hier werden die Feste des Lebens vor den Hintergrund des Todes gestellt. Gleichermäßen getragen von tiefem Ernst und großer Heiterkeit, wirkten hier Bauherren, Architekten und Künstler partnerschaftlich zusammen.

Muß es ein Traum bleiben, wenn ich mir heute etwas von dieser aus Armut geborenen ernsten Heiterkeit auch für unsere Planungskultur wünsche? Zu ergänzen ist allerdings, wenn nicht nur von Kultur, auch nicht nur von Baukultur, die Rede ist, sondern von *Baukunst*. Die Baukunst wiederum ist, um es mit den Worten des Architekten Mies van der Rohe auszudrücken, »in Wahrheit immer der Vollzug geistiger Entscheidungen«. Seine Nationalgalerie in Berlin ist genauso wie Scharouns Philharmonie und Eiermanns Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche ein bleibendes Zeugnis für Architektur im Schnittpunkt von Zerstörung und Überleben.

So wichtig wie die Wortverbindungen mit Kultur sind, bevorzuge ich selbst eher die Wortverbindungen mit Kunst, deren schönste Lebenskunst ist. Sie gehen tiefer, berühren das Fundament unseres sozialen Wesens, »Gute Architektur« definiert sich dadurch, daß sie »Baukunst« ist. Heute kommt es vor, daß Architekten, die sich als Baukünstler verstehen, als nützliche Idioten hingestellt werden,



Gedenkstätte St. Alban in Köln

weil – wie man sarkastisch sagt –, sie sich selbst ausbeuten. Sie tun dies aber doch nur aus ihrem Wunsch heraus nach geistiger Durchdringung und Optimierung einer Bauaufgabe, die sie über ihre eigene wirtschaftliche Effizienz stellen.

Ähnlich identitätsstiftend wie nach der Wende der geniale Wiederaufbau des Reichstags durch Norman Foster war im Deutschland



der Nachkriegszeit der Wiederaufbau der Paulskirche in Frankfurt. Dieser Bau erinnert heute nicht nur an die geschichtlichen Ereignisse 1848/49, sondern auch an den gesamtdeutschen Versuch eines gemeinsamen Neubeginns nach dem 2. Weltkrieg.

Die Architekten, unter ihnen Rudolf Schwarz, schrieben:

»Das Erlebnis des Aufstiegs aus dem Dunklen und Drückenden ins Helle und Freie ist stark und wir dachten uns etwas dabei ... . Der Raum wurde mehr Kirche als Festsaal ... und ist von einer solch nüchternen Strenge, daß darin kein unwahres Wort möglich sein sollte.«

Die Haltung die aus diesen Worten spricht, wurde für meine eigene Arbeit Maßstab, als ich mich in Wuppertal-Elberfeld mit einem Ort befaßte, der nicht nur zertrümmert, sondern auch geschändet worden war. Dort entstand mit dem polnischen Bildhauer Zbigniew Oksiuta die »Begegnungsstätte Alte Synagoge« als Erinnerung an die noch vor dem furchtbaren Krieg begonnene Zerstörung des Lebensraumes, der Vitalität und endlich des Lebens der jüdischen Mitbürger.

»*Fragile Konstruktion der Erinnerung*« nennt der Kunsthistoriker Manfred Schneckenburger den urbanen Ort der Begegnung, der keine Synagoge mehr ist. Seit der Fertigstellung 1994 haben sich dort viele, vor allem junge Menschen getroffen, nicht nur zu rituellem Gedenken, sondern wöchentlich, manchmal sogar täglich, um miteinander zu arbeiten, sich zu informieren, nachzudenken, zu reden und Musik zu hören, ihre Arbeiten auszustellen und überhaupt sich unverkrampft und natürlich mit dem Thema zu befassen.

Auch hier sind die Feste des Lebens vor den Hintergrund des Todes gestellt. Die Architektur hat die Aufgabe, ohne falsches Pathos in all dieses einzustimmen, sucht keine heile sakrale Ganzheit, die überwölbt und harmonisiert, sondern demonstriert formal gebändigte Risse und Brüche. Sie steht nicht am Ende von Diskussionen, sondern an deren Anfang, nicht im bequemen Konsens, sondern ist Einstieg in Kontemplation, Auseinandersetzung und Gespräch. Dem Ort selbst gibt sie die Genauigkeit einer geschichtlichen Moment-

aufnahme, die im Schnittpunkt von Zerstörung und Überleben steht.

Für mich war das Wichtigste, daß sich der einzelne Mensch genauso wie eine Gruppe direkt und sinnlich selbst erleben kann, z. B. auch im leeren Raum seinen eigenen Atem hören kann und damit die Resonanz seines Leibes, um in der Gegenwart den richtigen Standort zu finden, um das vergangene Geschehen anzuschauen. Gerade junge Menschen haben ein feines Gespür und reagieren gleichgültig bis aggressiv, wenn Authentizität von Aussage, Gebärden und Ort nicht stimmen, wenn man nicht in der Lage ist, auch einmal eine Frage im Raum stehen zu lassen, die hinter all dem Geschehen steht, die Frage: *Warum?*

Manchmal kommt mir der Gedanke, es sind nicht so sehr Werke der bildenden Kunst und der Architektur, die den Zukünftigen ans Herz greifen werden, ja vielleicht noch nicht einmal das Eingangstor in Auschwitz, als vielmehr die Werke der Dichtung und Musik. Wie die 13. Symphonie von Dimitrij Schostakowitsch, die in ergreifender Weise das Gedicht von Jewtuschenkow vertont, welches mit den Worten beginnt:

»Es steht kein Denkmal über BABY JAR.«

Oder der Klang der Glocken in den toten Häusern von Chatyn in Weißrußland.

Warum?

Im Angesicht von Tod und Zerstörung muß jeder Versuch einer schnellen Antwort auf diese Frage, die am Ursprung aller Religion steht, unbefriedigend bleiben, nachdem – wie Habermas es ausdrückt – mit der Säkularisation die Religion als eine der Hauptstützen der Gesellschaft weggebrochen ist. An diesem Punkt liegt nicht nur der Ursprung der Religionen, sondern auch der Anfang von Architektur. Vor hundert Jahren hat der große Architekt Adolf Loos es so ausgedrückt:

»Wenn wir im Walde einen Hügel finden, 6 Schuh lang und 3 Schuh breit mit der Schaufel pyramidenförmig aufgerichtet, dann werden wir ernst und da sagt etwas in uns: Hier liegt jemand begraben. Das ist Architektur !«

In den Urzeiten der Menschen werden solche Architekturen Wahrzeichen gewesen sein, zu denen die Lebenden von Zeit zu Zeit zurückkehrten – inmitten der ziellosen Wanderschaft des vorgeschichtlichen Menschen waren die Toten die ersten, die dauerhaft Wohnung fanden!

Die für Bestattungen im dichten Wald geschlagenen Lichtungen wurden als leerer Raum zur Architektur der ersten Heiligtümer, so wie es noch heute, Tausende Jahre nach ihrer Entstehung, die Lichtungen im japanischen ISE sind, bei deren Anblick jeder verstummt, auch wenn er nicht der Shintu-Religion angehört.

»*Ehrfurcht ist ein Organ des Leibes*, das nach Betätigung drängt.« Dieses Organ ist es, das angesprochen wird, wenn wir im heiligen Hain von ISE sind, wenn wir eine Kathedrale oder Moschee betreten, wenn wir vor einem Grab stehen oder an einem authentischen Ort der Erinnerung. Der leere Raum mit seiner unmittelbaren architektonischen Wirkung auf das uns angeborene Ehrfurchtsorgan wurde zu einem der grundlegenden Archetypen des Bauens. Darin liegt für mich auch das Geheimnis der Empfindungen, die das Jüdische Museum in Berlin in uns erzeugt.

Eine weitere Grundform am Übergang vom Leben zum Tod und zum erhofften Überleben, dürfte die *Aufrichtung* sein, die in allen Epochen der Menschheit bis heute nachweisbar ist. Nicht zuletzt leitet sich die imposante Erscheinung der Hochhäuser von der Zugehörigkeit zu dieser elementaren Gattung der Urformen ab, und es ist aufschlußreich, wenn ein Bericht über das Hochhaus der Frankfurter Messe unter der Überschrift »*Der leuchtende Grabstein*« stand.

Das Lächeln über diese Polemik muß jedem gefrieren, der sich am sogenannten Ground Zero den dort geplanten noch größeren, noch höheren und noch imposanteren, himmelstürmenden Hochhauskomplex vorstellt, preisgekröntes Projekt von Daniel Libeskind.

Bereits 1930 malte der Russe Alexander Rodtschenko den Angriff auf ein Hochhaus aus der Luft und nannte es »Der Krieg der Zukunft«. Ich wünsche mir, daß die für das Projekt Verantwortlichen bedenken, daß an dieser Stelle lange Zeit syrische Einwanderer gelebt haben, deren Häuser durch den Bau des ersten World Trade Center verdrängt worden waren.

Damit bin ich bei einer weiteren Annäherung an mein Thema: Ich stelle sie unter 4 Thesen:

1. In unseren Städten ist der Schock zum Dauerzustand geworden (Walter Benjamin) und
2. Der Mensch braucht Heimat.
3. Heilung durch Identität und Ortsbezug.
4. Entwerfen und Bauen als heilender sozialer Prozeß.

In dem Werk von Gottfried Benn gibt es eine Zeile mit den Worten »*Entstanden, nicht gemacht*«. *Entstanden* ist das, was Jean Gebser den »*Einbruch der Zeit in den Raum*« genannt hat. *Entstanden* ist die totale Veränderung des noch bis vor 150 Jahren bestehenden Zeitkontinuums, das Phänomen der körperlosen mit Lichtgeschwindigkeit arbeitenden künstlichen Intelligenz und der atemberaubenden Beschleunigung aller Vorgänge, die unter anderem uns Architekten die lange gewohnten Handwerkszeuge aus der Hand geschlagen haben. Für all das tragen wir Nachgeborenen direkt keine Verantwortung, wir müssen es als Teil der menschlichen Evolution sehen, und es wäre auch verfehlt, sich der Fortschritte zu schämen.

Was aber ist gemacht? Wofür tragen wir Verantwortung, weil wir es wider besseres Wissen zulassen? Wo wir es versäumen außer der perfekten Steuerung auch die *Steuerung der Steuerung* zu lernen? Wo Veränderung nicht nur als Zerstörung empfunden wird, sondern auch tatsächlich zerstörend ist.

Am 5. Juli 1972 nachmittags um 15:32 wurde in St. Louis in den USA eine Hochhaussiedlung gesprengt. Der Architekturtheoretiker Charles Jencks machte minutengenau an diesem Datum den Tod der



Begegnungsstätte Alte Synagoge in Wuppertal-Elberfeld

Moderne fest. Es handelte sich um eine zuvor preisgekrönte Architektur, aber Investoren und Architekten hatten offensichtlich total am Menschen vorbei geplant. Diese Sprengung verdeutlicht in brutaler Weise, daß Menschen physisch und psychisch nicht in getrennten Welten wohnen.

Mitte der sechziger Jahre erschien Jane Jacobs' Buch »Tod und Leben großer amerikanischer Städte«, gleichzeitig mit dem Buch des Ehepaars Mitscherlich »Die Unwirtlichkeit unserer Städte«. Seitdem wissen wir um die Bedeutung der Balance von Öffentlichkeit und Privatheit, von Stadt und Landschaft, von Innenraum und Außenraum, von der Bedeutung des »Dazwischen«, der osmotischen Grenze zwischen Individuum und Kollektiv.

Das Ideal der »autogerechten Stadt« verschwand vom Tisch. Der motorisierte Verkehr, bis dahin Fetisch der Freiheit, wurde als das bezeichnet, was er ist: eine Geißel, eine Vivisection mit inzwischen 800.000 Verkehrstoten allein in Westdeutschland seit Kriegsende.

Der vom Verkehr erzeugte Lärm nimmt Jahr für Jahr ständig zu – ein Großangriff auf unsere Sinne und unseren Organismus.

Es gibt aber auch heilsame Schocks. Der kollektive Schock über die barbarischen Eingriffe der Nachkriegsgeneration in das Gefüge von Stadt und Landschaft führte zu einer rasanten Aufwertung der Denkmalpflege und des Landschaftsschutzes. Die Leistungen auf diesem Gebiet in beiden Teilen Deutschlands vor allem nach der Wende können nicht hoch genug gewürdigt werden, vor allem weil sie nicht nur von der öffentlichen Hand und den Kirchen, sondern in vielen Fällen auch von einem breitangelegten bürgerlichen Engagement getragen sind, also im Konsens von Fachleuten und Betroffenen. Wenn die Erhaltung wertvoller Bausubstanz situationsbezogen ist, in Verbindung mit lebendiger und zukunftsbezogener Nutzung, verdient sie den Namen Sanierung zu Recht. Kritisch wird es allerdings, wenn versucht wird, Totes wieder zum Leben zu erwecken, wo sich die gleiche unangenehme Empfindung einstellt, die man hat, wenn ein Leichnam lebensnah geschminkt und hergerichtet wird. Da ist dann auch die Gefahr des Rückfalls in Traditionalismen und Nostalgie nicht fern, gipfelnd in einer maskenhaften Zitatenschwemme der sogenannten Postmoderne, die nach der Wende auch den Osten unseres Landes überschwemmte und inzwischen in Moskau ange- langt ist.

Wer solche architektonischen Verirrungen belächelt, sollte wissen, daß sie der Angst vor anonymen Strukturen entspringen und dem tiefen, elementaren Wunsch des Menschen, vor allem von Kindern, nach Identifikation und Orientierung. Der Mensch braucht Heimat, und er macht dieses Gefühl oft an ganz unerwarteten Dingen fest, bis hin zu Trivialem und Kitschigem, das dem moralischen Verdikt von überheblichen Architekten nicht zum Opfer fallen darf – denn es entspringt der Sehnsucht nach Identität und nach Heimat.

In einer Diskussion hörte ich neulich den Satz:

»Wenn Sie durch das Land fahren und sehen ein besonders häßliches Gebäude, dann ist es mit Sicherheit eine Schule.«

Eine Feststellung, die nicht gut ist für das Image der Architekten, besonders schlecht für die Auftraggeber dieser Architekten, aber miserabel für die Kinder, die in diesen Schulen lernen und gemäß allgemeiner Auffassung für ihre Umwelt sensibilisiert werden sollen. Dabei ist erwiesen, daß sich Kinder immer dann mit ihrer Umgebung identifizieren, sie also nicht zerstören, sondern sogar pflegen, wenn sie an der Gestaltung dieser Umgebung in irgendeiner Weise beteiligt gewesen sind, und ich empfinde es als Skandal, daß diese doch weitverbreitete Erkenntnis landauf, landab ignoriert wird. Statt in den Händen von Architekten ist der Bau und die Unterhaltung von Schulen fast in allen Kommunen in der Zuständigkeit eines sogenannten Amtes für Immobilienwirtschaft gelandet.

Hier steuernd einzugreifen, meinetwegen mit einem beherzten Schritt zurück in bewährte Strukturen, wäre etwas für die neu in Gang gesetzte Initiative für Baukultur des Bundes. Ich denke da an die bewährte Architekten-Wettbewerbskultur und z. B. die segensreiche Bauherren-Tätigkeit der Hochbauämter in Baden-Württemberg. Wenn man erkennt, daß ein Weg zerstörerisch ist, und ein solcher ist der aktuelle Trend der Privatisierung von öffentlichen Bauaufgaben ohne unabhängige Architekten, dann ist jeder Schritt zurück ein Fortschritt.

Alle Räume, in denen Menschen leben, lernen, ja auch in denen sie arbeiten und sich fortbewegen, hängen in irgendeiner Weise mit dem übergeordneten Aspekt Wohnen zusammen.

Der große Städtebauer *Fritz Schumacher* nannte den Wohnungsbau den *Leib* der Stadt, und Alvar Aalto sprach gar vom »*Mysterium Wohnen*«. Eine Karikatur ist immer ein gutes Mittel, ein komplexes Problem auf den Punkt zu bringen:

Vor 10 Jahren zeichnete ich den Entwurf einer Hundehüttensiedlung für Snoopy, der jetzt im Museum of Modern Art in Montreal zu besichtigen ist. Man hat sich angewöhnt, beim Tierschutz von »artgerechter Haltung« zu sprechen. Bezogen auf die Menschenrechte fände ich es angebracht, von »artgerechtem Wohnen« zu sprechen. Der Hund träumt: »Snoopy's Doghouse Incorporated is working for me.« Er träumt davon, sein Geld im Schlaf zu verdienen. Dieser



Entwicklungsprojekt CAMPOY in Lima/Peru.

Traum ist für viele Investoren und Global Players die reine Wirklichkeit. Die Kriterien, welche von guten Architekten an das Thema Wohnungsbau gelegt werden, sind für die meisten Investoren viel zu differenziert, für sie gilt nach wie vor: »Länge × Breite × Geld.« Aber der Bau von Wohnungen ist nun einmal von Natur aus differenziert und der Entwurf einer guten Wohnung die anspruchvollste Aufgabe, die es überhaupt für einen Architekten gibt. In der Zeit des computergestützten Design sollte in der Architektur die Trennung zwischen Entwerfen und Planen deutlicher gesehen werden. Beides: Entwurf und Durchplanung sind jedes für sich von großer Bedeutung, jedoch verschiebt sich das Gewicht zunehmend in Richtung technisch perfekter Durchplanung zu Lasten der Konzeptionsphase. Ich habe immer ein tiefes Mißtrauen, wenn man meint, die erste Idee – wie man gern sagt – konsequent umsetzen zu müssen, anstatt sich auf einen Prozeß mit allen Beteiligten, also auch den Nutzern einzulassen, der doch erst zu einer stimmigen Gestalt führen kann.



Diese Eil-Fertigkeit verglich der unvergessene polnische Philosoph Jerzy Lec mit einer »Nadel, die keinen Faden hinter sich herzieht«. Das Entwerfen von Architektur ist zunächst einmal eine geistige Leistung, die natürlich mit Geld zu tun hat, aber in dem Sinne, wie Mies van der Rohe es meinte, als er sagte: »Architektur? – Architektur bekommt der Bauherr von mir sowieso geschenkt.«

Die letzte Annäherung fasse ich in folgenden Thesen zusammen:

1. Wir können überleben, wenn wir von der Natur lernen, und wir lernen von der Natur, indem wir ihr gehorchen.
2. Ökologisches Bauen kann nur zu einem lebenswerten Überleben aller Menschen führen, wenn es gepaart ist mit organologischem Bewußtsein.

Von der Natur lernen heißt zunächst einmal: unsere eigene Natur ernst nehmen. In jedes Haus, jede Wohnung, jeden Garten, jede Schule, jede Siedlung gehören Räume, deren Details unsere Sinne ansprechen, Räume mit spiritueller Ausstrahlung – ohne den Zwang zum Konsum, Spielräume, die gleichzeitig erkennen lassen, daß der Mensch ein sinnliches und spirituelles Wesen hat.

In diesem Punkt können wir von den Menschen sogenannter unterentwickelter Länder lernen – als Gegengewicht zur Zerstörung nicht die Fülle unseres Wohlstandes, sondern die Fülle der Armut.

»Arme Architektur« in dem Sinne, wie Theaterleute vom »armen Theater« sprechen und damit nicht das Ausbleiben von Subventionen meinen, sondern die Chance, alles Überflüssige wegzulassen und zum Kern der Dinge vorzustoßen – in Verbindung mit einem Begriff und einem Wort, das über allem und in allem wirkt. Dieses Wort heißt »Maß«, das rechte Maß mit allen Bedeutungs- und Beziehungsebenen, die überhaupt denkbar sind.

»Wir leben auf dem Raumschiff Erde, machen unsere 67.000 Meilen pro Stunde um die Sonne ohne jeden Lärm und ohne Erschütterung«, antwortete Buckminster Fuller auf die Frage eines Studenten, der wissen wollte, wie man sich an Bord eines Raumschiffes fühle. Goethe nannte unsere Erde poetischer: »Gestirn, ohne Rast, doch ohne Hast.«

Heute ist auch Architektur auf dem Weg, »virtuell« zu werden. Mit ihrer Entsprechung zu den mit Lichtgeschwindigkeit ablaufenden Vorgängen an den Milliarden Bildschirmen und Displays schafft sie in Zeitraffer die materielle Wirklichkeit, in der wir uns zwangsläufig sinnlich, leibhaftig bewegen – weil wir einen Körper und Organe haben und einen Körperrhythmus, der ziemlich sicher heute noch der gleiche ist wie in der Steinzeit.

Abschließen möchte ich mit dem Hinweis auf drei konkrete Projekte, die mein eigenes Engagement herausgefordert haben und die jedes für sich in besonderer Weise im Brennpunkt meines Themas stehen:

– Das erste ist die Überlebensstation Gulliver in Köln, die wir als Folge der Vertreibung der Obdachlosen aus dem umstrukturierten Hauptbahnhof in den Brückenbögen der Hohenzollernbrücke unterbrachten. Eine Initiative der Kölner Arbeitslosenzentrale, die sich stolz »sozialarbeiterfreie Zone« nennt, von der ich hoffe, daß sie auch in anderen Großstädten Schule machen wird.

– Das zweite ist ein Entwicklungsprojekt in den Slums von Lima in Peru. Hier gab und gibt es aus europäischer Sicht praktisch keine Perspektive, wir können nur nach 20 Jahren Arbeit rückblickend feststellen, daß wunderbarerweise etwas bewegt wurde.

Das Geheimnis liegt wahrscheinlich darin begründet, daß man sich nicht zuviel vornahm, Entwicklung wörtlich nahm und buchstäblich an der Entwicklung eines konkreten Menschen anknüpfte, wo er geboren wurde.

Zur Zeit wird in diesem Areal der erste größere Versammlungsraum gebaut, bei dessen Entwurf für mich das Hauptkriterium war, daß alles von den Menschen dort selbst erstellt werden kann. Es steht zu bezweifeln, daß dieses Gebäude den hier gängigen Maßstäben für Architektur genügt, aber es ist in der Lage, Identität zu fördern, ist situationsbezogen und kulturell und symbolisch ausdrucksvoll.

Gemessen an diesen Kriterien sind die Gebäude, die dort entstanden sind und jetzt entstehen, auch Architektur.

– Das dritte ist eine Vision für die Wüste Atacama in Chile, die ich

auf der Grundlage des Sonnenauftriebskraftwerks von Prof. Jörg Schlaich dort entwickelt habe.

Es ist nicht nur ein technisches Projekt zur Gewinnung von Sonnenenergie, sondern auf dieser technischen Grundlage die Idee eines wirtschaftlich und sozial stimmigen Gemeinwesens. Mit Anspielung auf die »ville radieuse« von Le Corbusier nenne ich sie »la nueva ciudad solar«. Diese Idee ist alles andere als utopisch, sie entspringt dem Wunsch nach Gerechtigkeit in dieser Welt, nach Aufhebung des Ungleichgewichts zwischen den Global Players und den Ausgebeuteten.

Die Natur ist verschwenderisch mit ihren Samen für die Fortpflanzung. Die vergleiche ich mit unseren Ideen, und wir sollten sie verschwenderisch und im Überfluß haben. Im konkreten Planen und Bauen – nach der Konzeption – sollen wir uns aber die Natur zum Vorbild nehmen und genauso logisch und sparsam sein wie sie.

Ökologie und ökologisches Bauen ist nur dann tragfähig, wenn es mit dem in Verbindung gebracht wird, was ich Organlogik nennen möchte, und zwar angeregt von dem, was Goethe in seinem letzten Brief an Wilhelm von Humboldt geschrieben hat und was ich als ein Vermächtnis empfinde, wenn er schreibt, daß wir uns durch unsere Organe belehren lassen sollen.

Dies ergänze ich mit einem Gedanken von Leonardo Boff, dem Begründer der »Theologie der Befreiung«:

Wir brauchen eine sozialorientierte Ökologie. Um eine solche Vision zu verwirklichen, müssen wir der Spiritualität Raum geben. Als Architekt nehme ich das ganz wörtlich und schließe mit Boffs Worten:

»Das Heimweh nach Morgen hat noch kein Ziel, es ist aber produktiver als das Heimweh nach Gestern.«